

Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Am toten See.

Roman von Robert Kohlrusch.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Siebentes Kapitel.

Mit einem Eifer, der zu groß war, um ganz gesund zu erscheinen, stürzte sich Bassow in die Arbeiten, die seine neue Stellung mit sich brachte. Die Freude daran aber wollte nicht kommen. Immer wieder gingen seine Gedanken denselben Weg, hinüber zu der Frau, die so nahe und so fern zugleich von ihm war. Sie hatte auf seinen Brief nicht geantwortet, aber sie war geblieben. Ihr zu begegnen, vermied er, nur zuweilen sah er sie von weitem. Seine Antrittsbesuche auf den benachbarten Gütern schob er über Gebühr lange hinaus, um nicht auch Herrn von Breitenbach besuchen zu müssen. Daß die Baronin diesen Mann liebte, daß hier die Erklärung für ihr sonderbares Verhalten lag, wurde ihm auch beim stets erneuten Grübeln über diesen Punkt nicht zweifelhaft. Und nur das bereitete ihm eine kleine Genugung, daß ihre Liebe dort nicht erwidert wurde; denn sonst wäre Breitenbachs Verlobung so rasch nach ihres Mannes Tode, gerade in diesem Moment, nachdem sie frei geworden war, doch wohl unmöglich gewesen.

Es war vierzehn Tage nach Bassows endgültiger Uebernahme von Garchim, als er sich an einem trüben, schwermütigen Nachmittage wieder einmal gewaltsam der ihn martierenden Gedankenflucht entzog und auf den Hof hinunterging, um die begonnenen Erntearbeiten persönlich zu beobachten. Als er aus dem Hause trat, sah er zu seiner Ueber raschung eine Equipage von altmodischer Eleganz auf dem Hofe halten. In seine nach dem Park hinaus gelegenen Zimmer war kein Räderton hinaufgedrungen. Der fremde Kutscher, der mit Hilfe eines Stallknechts eben dabei war, die Pferde auszuspannen, antwortete auf die Frage nach dem Wagen, daß er Herrn von Breitenbach gehöre, und daß sein Herr in Begleitung seiner Braut gekommen sei, um der Frau Baronin Besuch zu machen. Der Name, den er hörte, verursachte neuen Schmerz in Bassows Brust, bis das Gefühl, daß die Baronin unter dieser Begegnung leiden müsse, wie er selber litt, eine grausame Freude in ihm erzeugte.

Um seine Bewegung zu verbergen, wandte sich Bassow mit verdoppeltem Eifer dem Arbeitstreiben auf dem Hofe zu, nahm Bericht entgegen und gab seine Befehle. Mitten darin sah er, wie die Blicke der Leute unaufmerksam wurden und sich alle nach einer Seite wandten. Ihnen mit den Augen folgend, bemerkte er, daß eine fremde und eigenartige Frauengestalt von der Landstraße her auf den Hof getreten war. Sie trug eine schwarze, halb weltliche, halb geistliche Tracht, wie die Krankenpflegerinnen es tun, auch wenn sie keinem Orden angehören. Doch milderte hier keine

weiße Haube unter dem schwarzen Kopftuch den düsteren Eindruck des Ganzen. Gleich einer finsternen Erscheinung unter dem trüben Himmel kam die Frau mit schwerfälligen, zögernden Bewegungen daher. Nach einer kleinen Pause der Ueberlegung trat sie dann mit gleicher Unsicherheit auf einen Arbeiter zu, an den sie offenbar eine Frage richtete.

Bassow war an diesem Tage noch mehr als sonst für alles dankbar, was ihn von den eigenen, bohrenden Gedanken ablenkte, auch war in der Frauenerscheinung etwas Besonderes, die Aufmerksamkeit Herausforderndes. Darum ging er selbst mit großen Schritten auf sie zu und fragte: „Wen suchen Sie? Wünschen Sie jemanden hier zu sprechen?“

Mit blassen Augen schaute sie aus ihrem breiten, schlaffen Gesicht mit unverhältnismäßig kleiner Nase ungewiß auf ihn, um nach einem Zaubern zu antworten: Ja, ich suchte wohl jemanden hier.“

„Mich selbst vielleicht?“

Wieder eine Pause. Dann ein Schütteln des Kopfes.

„Nein, keinen Herrn, eine Dame.“

„Und wie heißt diese Dame?“

Sie antwortete nicht, sondern tat eine neue Frage.

„Dies ist doch Schloß Garchim?“

„Gewiß. Und ich bin der Besitzer von Garchim.“

„Sie — so — wirklich? Aber ich möchte zu der Dame, zu der Frau Baronin von Bassow, deren Mann, — deren Gemahl —“

„Ermordet wurde, wollen Sie sagen?“

„Ja, das wollte ich sagen. Ich habe davon gehört, weil überall davon gesprochen wurde. Zeitungen lese ich nicht; sie ziehen die Gedanken zu sehr ab von der Ewigkeit. Aber weil ich ihn doch gekannt habe —“

„Sie haben ihn gekannt?“ Mit lebhafter werdendem Interesse blickte Bassow auf die merkwürdige Frauengestalt. Ein mißtrauischer Blick aus den blassen Augen war die Antwort auf seine Frage. Sie trat verlegen von einem Fuß auf den andern. „Das wäre eigentlich wohl zu viel gesagt. Gesehen habe ich ihn — und auch gesprochen — ein- oder zweimal —, aber nur flüchtig, — nein, gekannt habe ich ihn eigentlich nicht.“

„Handelte sich's um eine Krankenpflege, daß er mit Ihnen sprach. Sie sind doch wohl Pflegerin?“

„Ja, das bin ich. Schwester Barbara ist mein Name, — Barbara Zinsmeister. Hier ist meine Karte mit meiner Adresse, wenn der gnädige Herr mich einmal nötig haben sollten.“

Er lächelte. „Vorläufig kann ich keinen Gebrauch machen von Ihrem freundlichen Anerbieten. Ich bin gesund.“

„Man weiß nie, wann Gott eine Krankheit schickt. Hier, — nein, das ist sie nicht, — aber gleich werde ich die Karte haben.“

Sie hatte angefangen, in einer schwarzledernen Handtasche zu suchen, die sie trug, und hatte dabei zunächst ein aufgerolltes, mit einem schwarzen Band umwundenes Schriftstück hervorgezogen. Dann kamen ein Nähzeug, ein in

gelbes Papier gewickeltes Paket, ein Hausschlüssel und ein Strickzeug hervor. Ganz zuletzt fand sich auch ein kleines, abgegriffenes Täschchen für Visitenkarten, dem sie eine der Karten entnahm.

„So, da ist die Karte,“ sagte die Fremde, indem sie Bassow ihre Visitenkarte überreichte. „Wenn der gnädige Herr die Güte haben wollten, sie aufzubewahren. Meine Adresse in Berlin steht darauf. Von dort bekomme ich alle Briefe nachgeschickt, auch wenn ich unterwegs bin. Ich bin sehr viel unterwegs auf auswärtiger Pflege. Auch jetzt bin ich auf solch einer Fahrt, ich habe nur hier einen Zug über-schlagen, weil ich doch einmal in der Nähe war. Das kostet ja nicht mehr, und ich wollte gern der Frau Baronin —“

Sie stockte wieder, als wenn sie fürchtete, zu viel gesagt zu haben. Bassow drängte sie auch nicht, ihre Rede zu vollenden; ihn beschäftigten viel mehr die Worte über seinen Vetter, und er fragte: „Stammt Ihre Bekanntschaft mit dem verstorbenen Baron Bassow bereits aus früherer Zeit?“

„O nein, — das heißt, — nein, es muß ganz kurz vor seinem Tode gewesen sein, daß er bei mir war.“

„Also er war bei Ihnen?“

Sie schüttelte unmutig den Kopf. „Ach, das ist doch einerlei. Um was es sich handelte, das war ja sowieso schon lange her. Und es wird auch für die Frau Baronin kaum einen Wert haben, aber ich wollte es ihr doch bringen.“

Ihre mystischen Worte bekamen eine Art von Erklärung durch die Papierrolle, die sie nicht gleich den übrigen Gegenständen wieder in ihre Tasche versenkt hatte, sondern unsicher in der Hand hin und her bewegte.

„Ist es diese Rolle, die Sie der Frau Baronin geben wollen?“

„Ja, — es ist möglich.“

„Wenn sich dies Papier in irgendeiner Weise auf den Tod des verstorbenen Barons bezieht —“

„O nein, darauf nicht! Nein, nein, darauf in keiner Weise.“

„Ober wenn es Wichtigkeit für den gegenwärtigen Besitzer von Garchim hat, — ich bin jetzt hier Majoratsherr und heiße Bassow, wie mein verstorbener Vetter.“

„Nein, nein, für Sie — Herr Baron muß ich doch sagen? — für den Herrn Baron hat es gewiß gar keine Bedeutung.“

„Aber Sie meinen, daß es für meines Veters Witwe Bedeutung hat?“

„Ich weiß es nicht, — vielleicht. Ich habe nur gemeint, weil doch der Herr Baron, — ich dachte, die Frau Baronin würde mir vielleicht das Geld geben, das der verstorbene Herr Baron mir dafür versprochen hatte.“

„So, ein Geschäft wollen Sie machen?“ Seine Blide und sein Ton wurden kühler.

„Wenn der Herr Baron es so nennen wollen, — jedenfalls möchte ich diese Papiere gern der Frau Baronin selbst übergeben.“

„Da werden Sie warten müssen. Ein Gutsnachbar, ein Herr von Breitenbach, ist bei ihr zu Besuch.“

„Breitenbach, — Herr von Breitenbach —“

„Nennen Sie vielleicht auch den Herrn?“

„Nein, nein, gewiß nicht. Ich habe ihn nie gesehen, — o nein! Aber vielleicht könnten der Herr Baron mir sagen, ob dieser Herr von Breitenbach mit Vornamen Erich heißt?“

Mit neuem, verstärktem Erstaunen blickte Bassow in das ausdruckslose, flache Gesicht. „Ich muß bedauern. Ich bin erst seit kurzem hier und kenne den Herrn von Breitenbach selbst nur ganz flüchtig. Wenn Sie warten wollen —“

„Sehr gern, gewiß. Ich habe eine ganze Menge Zeit, — mein Zug geht erst am Abend. Wenn der Herr Baron mir nur vielleicht sagen wollten, wo ich warten darf —“

„Ich werde Sie ins Dienstbotenzimmer führen lassen. Die Köchin soll Ihnen eine Tasse Kaffee machen, ich werde Auftrag geben.“

„Meinen gehorsamsten Dank. Herr Baron sind zu gütig.“

Mit einem kurzen Kopfnicken wandte Bassow sich ab. Diese Schwester Barbara war ihm wenig angenehm. Aber sie hatte seine Gedanken für einige Zeit von der Begegnung zwischen der Baronin und Breitenbach abgezogen, und er war ihr dankbar dafür. Auch beschäftigte ihn die auf-fallende Bekanntschaft seines Veters mit einer Kranken-pflegerin. Wie war es dazu gekommen, was bedeutete das Papier in ihren Händen? Die Baronin konnte ihm An-

kunft geben, sobald sie die geheimnisvolle Schrift gelesen hatte, zwischen ihm und ihr aber waren die Brüden ab-gebrochen. Auf's neue legten sich ihm Schmerz und Miß-lehagen beklemmend auf die Brust. Er gedachte der vielen einsamen Abendstunden, die er seit seinem Einzug in Gar-chim in dem stillen, großen Schlosse verlebt hatte, der Augenblicke vor allem, wenn der Gesang einer Frauen-stimme von wundersam zauberhaftem Reiz durch die nächst-liche Stille zugleich mit sanften Düften der Sommernacht in sein Zimmer hineingedrungen war und ihn aufgeschreckt hatte von seinen Büchern und Schriften.

Langsam, tief in Gedanken, ging er ins Schloß zurück und in sein Arbeitszimmer. Doch trieb ihn innere Unruhe gleich wieder vom Schreibtisch empor und an das Fenster, wo der Blick nach dem andern Flügel und auf die Terrasse unten frei war. Die meisten der Glastüren zu den dort ge-legenen Zimmern standen offen; in einem von ihnen, dem großen Empfangs- und Musikalon, mußte sie gegenwärtig dem Manne und seiner Braut gegenüber sitzen, den sie liebte! Welch' eine Stunde für sie! Welch' ein Gefühl aber auch für ihn selber, hier am Fenster stehen zu müssen mit solchen Ge-danken! Ein wilder Haß loderte flammend, verzehrend in seinem Herzen auf, — aber seltsamerweise nicht gegen die Frau, sondern gegen den Mann. Für den Augenblick wurden Mißtrauen und Verdacht gegen die Baronin erstickt von einem stärkeren Gefühl, vom Haß gegen diesen Herrn von Breitenbach, der ihm den Weg zu ihrer Seele versperrte.

Mit einem Gefühl, das ihn kalt überrieselte, trat Bassow rasch einen Schritt in das Zimmer zurück und ließ den Vorhang zufallen, den er vom Fenster fortgeschoben hatte. Als wenn seine Gedanken den Mann herbeigezaubert hätten, der ihr Ziel gewesen war, sah er ihn plötzlich aus der Tür des Musikalons auf die Terrasse hinaustreten. Und nur ihn allein. Von den beiden Damen war keine in seiner Be-gleitung. Scheinbar, um ein wenig Luft zu schöpfen, ging er mit langsamen Schritten auf der Terrasse entlang, wäh-rend seine Blicke an den Türen und Fenstern des Erd-geschosses umhertasteten. An einer der offenen Glastüren blieb er stehen, zauderte einen Augenblick, schaute nach beiden Seiten und trat hinein. Es war das Zimmer, in dem die Leiche des Ermordeten gefunden worden war.

Bassow sagte sich, daß es eine ungeheuer natürliche Sache sei, wenn der Freund des Toten sich das Zimmer betrachtete, das er sicher oft genug in Begleitung des Lebenden betreten hatte, daß er den Ort aussuchte, wo dann unerwartet Schreckliches geschehen war. Aber trotzdem er-regte der Anblick ihn auf merkwürdige, ihm selbst unerklär-liche Weise. Und auf einmal packte ihn ein unwiderstehlicher Drang, zu sehen, was Breitenbach in jenem Zimmer tat. Er überlegte nicht, er ging zur Tür und öffnete sie. Aber ganz leise, ganz vorsichtig, obwohl ein Ton von hier un-möglich in das Erdgeschloß hinunterdringen konnte.

Das kam Bassow nicht in den Sinn; er hatte das Empfinden des Jägers, der ein Wild beschleichen will und jeden verräterischen Laut, selbst einen vernehmbaren Atem-zug, vermeiden muß. In dieser Stimmung schlich er die Treppe hinunter und ging auf den Zehenspitzen den Kor-ridor im Erdgeschloß entlang, ohne auch nur einen schwachen Widerhall zu wecken. Vor der Tür, die er suchte, hielt er einen Augenblick still; er wußte, sie wurde nicht mehr ver-schlossen gehalten, seit das Gericht seine Untersuchung be-endet hatte. Die Papiere, die auf dem Schreibtisch des Toten gelegen hatten, befanden sich in Bassows eigener Verwahrung. Er brauchte nur einzutreten, aber sein Herz klopfte so laut, als wenn er auf dem Wege zu einem Ver-brechen wäre. Dann griff er entschlossen, doch mit immer gleicher, leiser Vorsicht nach dem Drücker der Tür und öffnete sie ganz rasch.

Er hatte sich in seiner aufgeregten Phantasie allerlei durcheinandergleitende Bilder gemacht, wie er den Eindring-ling hier finden würde. Was er aber nun sah, überraschte ihn trotzdem. Ihm den Rücken zuwendend, kniete Breiten-bach nahe dem Schreibtisch auf dem Boden, während er mit seinen Händen auf dem Teppich umherzutasten schien.

„Guten Tag, Herr von Breitenbach!“ Laut, beinahe drohend klangen die Worte durch den weiten Raum.

„Ah, Baron Bassow!“

(Fortsetzung folgt.)

Der Dubeffötel.

Skizze von Nanny Lambrecht.

Es war noch Friede in der Welt, und die Gartenbüsche dufteten in den milden Juliabenden.

Ich hatte das Fenster geöffnet, und da kamen sie, meine allabendlichen Gäste; es raschelte, flatterte, piepste in die Helle des Studierzimmers, irr und wirr in dem Blendend, das ihnen den Tag vorkäufte. Und ein schwebender Schatten aus den Bücherkränzen hinauf . . . Gurrud . . . und gab seine Besuchskarte ab.

An dem Trippelbeinchen bligte etwas — ein Ring. Brieftaube? In dem Ring eingeschnitten: S. P. Bruxelles.

Es war ein rotbrauner Tümmel, eine feine schlanke Fliegerin. Man kennt das in Aachen. Aachen rückt in die Reihe der historischen Brieftaubenstädte: Lüttich, Antwerpen, Brüssel, Serviers. Und in Aachen hatte auch Neuter, bevor er seine Telegraphenagentur in London errichtete, ein Brieftaubenbureau eröffnet.

Wer also in den Zufall kam, eine Brieftaube an den Weißbietenden zu verschicken, der brauchte nur den Bitt in der Poststraße aufzusuchen. Ich machte mich daher auf den Weg zu dem Bitt.

Meister Bitt war Anreicher in den „besseren Vierteln“. Wer also den Meister Bitt nicht in der Poststraße fand, trat ihn zumindest in den Alleen des Lousbergviertels.

Das stolze alte Gemäuer des Ponttores ragte, die Ländchen der Alleen rauschten, aus den Vorgärten der Herrschaftshäuser die schwere Würze der Blumensträucher.

Und da sah ich's auch schon auf der steilen Leiter klattern, den weißen hemdartigen Anreicherfittel, das quirlende Dampfstäubchen seiner Zigarre. Meister Bitt rauchte Zigarren, sogar mit Widelband, Stück für Stück sieben Fennel zum Ausschneiden aus der gemischten Waffel in einem Lädchen der Jakobsstraße.

Er salutierte mit dem Pinsel, stieg langsam von der Leiter herunter, hellte zunächst mal ein Verhör an, bevor er mein Gesicht genehmigte.

„Mit'n Schildchen, wa? Is nix.“

„Über gar nicht, Meister Bitt, rotbraun.“

„Tümmel, is jut.“ Strich sich den graubuschigen, langgeschweiften Schnurrbart, hielt feierlich die Zigarre zwischen den Fingern, „Männchen odern'n Sei?“

„Weiß ich doch nicht, Meister Bitt.“

„Nu haste denn wenigstens die „fauxe mariage“? Dat kann m'r sehen.“

„Über, Meister Bitt!“

Er schmunzelte, strich mit dem Pinselstock die lähngeschweifte Linie seines Schnurrbartes entlang.

„Tsch, wissen Se, so'n oller Dubeffötel wie ich, läßt sich nix weismachen. Und besonders jetzt, wo einem die Lütticher Salunken die Kau einrennen.“

„Was ist denn wieder in Lüttich los?“

Dumme Frage. In Lüttich ist immer was los mit Taubenflug und Preisstiegen und Konkurs Paris—Berlin, Paris—Rom. Dann sieht man in den winkligen Maasgäßchen und dort, wo die steilen Straßentreppe hinauf zu den Höhen führen, die Männer die Röcke abwerfen, wild davonrennen, die glänzenden Gesichter erhoben, in die Luft starren, wo die Liebste ihren Stationen zusehen.

Da trat Meister Bitt dicht vor mich, stach mit seinem Zeigefinger auf mich zu, zog die Schultern hoch und hauchte es wichtig heraus:

„Ich will Sie wat sagen: es jibt Krieg — unter uns jesagt.“

Preßte die Rippen dünn, nickte mir bekräftigend zu und stieg wieder die Leiter hinauf, drehte sich um und nickte nochmals. Und da er glauben mochte, daß er denn doch etwas knapp mit der Weltgeschichte umging, stieg er wieder herunter und zückte von neuem den Zeigefinger auf mich.

„Ich will Sie dat klipp und klar beweisen. Erstens: wie war dat in der Napoleonischen Zeit da vor Waterloo — da hamse in Aachen Brieftauben angekauft. Zweitens: wie war dat 1870 vor der Belagerung von Paris? Da hamse versucht, über die Taubenstationen Serviers und Lüttich Aachener Brieftauben drüverrüber zu schmuggeln. Na und? Jetzt is widder so'ne Zeit, wo uns die Klauwerfcher nicht von der Kau runterjehn. Aber ich sag Sie dat vor den Kopp: so'nem ollen Dubeffötel macht man nix weis.“

Jetzt stieg er endgültig die Leiter hinauf, jetzt wird er sich nicht mehr umdrehen.

Und da schob es unter der Leiter durch, und da zwifte ihm jemand unverdächtig an seinem Kettel, schrie und gestikulerte ihn an, ein schwächliches, zappelndes, schwarzhaariges Männchen. Der Lütticher.

„Ah, da sein Ihr, Monsieur Koppend, da sein Ihr, Ihr sein eine freche Mann, eine lähr freche Mann! Ihr aben nix geben die Schecken. Die Schecken willen wir aben.“ Stob auf mich los. „Mädame, er kann bedienen velle Geld, lähr velle Geld, wenn er verkaufen an mich die Schecken, aber er will nicht geben, er sagt, daß er kann verkaufen nach Berlin und Spandau, aber das is verrud, das is ganz verrud. Man kann in die Berlin wils so wille, wille Gelbe geben, wie ich kann werfen an die

Koppe von die Mann hier.“ Kopfte sich mit der schmalen Hand auf die Brust, suchte sein sacredien, zappelte vor Unruhe und Mut.

Da steckte Meister Bitt wieder seinen Kopp durch die Leiter, sprossen, sagte gelassen von seiner Höhe herab:

„Nu hören Se bloß auf zu babbe und jehn Se doch mal zu meinem Schwesterjohn, der hat auch Brieftauben.“

„Oho, so? wo isse Schwägerjohn?“

Umständlich setzte ihm Meister Bitt auseinander, daß seine Schwester, die Babb Koppenen, den belgischen Bahnwärter gleich drüber über dem Grenzstrich, im Deutsch-belgischen, geheiratet habe. Und er, der Bitt, genannt Dubeffötel, weil er nu mal so vernarrt in seine Tauben sei, habe die Schwester des Bahnwärters geheiratet. So sei denn seine Ehe quasi preussisch-belgisch geselct, was den besonderen Vorteil habe, daß seine Kinder auf französisch ebenso nett suchen könnten wie auf Oeder Platt. Und wie gesagt, der Bahnwärter habe einen bildschönen Taubenschlag.

Der rebelle Mund des kleinen schwarzen Lüttichers klappete zu, die Augen schlossen sich, blitzhaft schlossen sie sich, als dürfe nun niemand mehr dort hineinschauen. Ein erschreckendes Gorcheln suchte über den schwächtigen Körper. Er wurde sehr liebenswürdig, lächelte, sagte:

„D, hab' ich schon alles gelaufen von die Schwägerjohn, Merc.“

Schwenkte grüßend seinen Hut und ging.

Durch die Leiter sprossen stierte Meister Bitt ihm nach. Seine Mundwinkel zogen sich herab, daß der Schnurrbart nach unten abschwerte. Ein unruhiger Ausdruck in seinem pfiffigen Gesicht. „Wenn der mich nur nich zu die Frau jeh.“

Der Lütticher aber ging zu der Frau. Bonjour und er habe gehört, daß sie keine Landsmännin sei. Warf sich unaufgefordert auf den Küchentuhl, schmiß einen Lütticher Wis hin, sumnte den Refrain des Chansons, den man am Lütticher Karree nach der Polizeistunde summt — von den „schwarzen, schwarzen Strümpfchen . . .“ Ja, und so, wie Landsleute sich in der Fremde beieinander zu Hause fühlen.

Das verdrossene Gesicht der Frau strahlte auf. Zwar war ihr das Französisch wenig geläufig, man sprach in Deutschland Plattdeutsch, aber war sie denn nicht als junges Mädchen während des Sommers nach Lourdes als Verkäuferin in den Rosenfranzubuden gewesen? Jetzt wird sie dem mal das Pariserische reden, da konnte der mit seinem Lütticher Französisch drei Nasenlängen zurückbleiben.

Sie redeten eifrig, sie redeten heiß. Und als der Lütticher ging, und als der Meister Bitt kam, da lag auf der Fensterbank Zigarrenasche.

Seelenruhig fragte er:

„Watt für'n Sorte rauchste denn?“

Ihre Blide stühten nach der Fensterbank. Ihr Mund kante auf und zu, und schnell glitt es ihr heraus:

„Ach, das ist so'n Mittel, weißte, ich rauche von wegen das Bahnweh.“

Meister Bitt lachte in sich hinein.

„Wat lachste, Mann?“

„Ich han so ming Freundche.“

Da lachte sie mit, aufgeregt lachte sie mit. Der lachende Mann wurde ihr unheimlich. Und dann ließ Meister Bitt die Gall über, auf den Tisch schlug er und schrie:

„Nu jechste kapott — Gott verzeih mich die Sünd! Dat Franzöische war bei dich!“

Sie blieb am Herd stehen, sah ihn unverwandt an.

„Es ist kein Franzus, es ist ein Lütticher.“

„Gjal, ich schmeiß ihm raus!“

Da nestelte sie etwas unter der Schürze heraus, trat an den Tisch, nekte den Finger, legte ein paar blaue Lappen aus.

„Einhundert, zweihundert, dreihundert . . .“

„Wat? Watt! Biste jed?“

„Nu schmeiß das raus.“

„Der Lütticher hat Dich Geld gegeben?“

„Der Lütticher hat mich Geld gegeben.“

Er packte ihr Handgelenk.

„Für meine Freistaube, für das „Lottche“?“

„Für das „Lottche“, das er morgen abholen kommen will.“

Er schlauderte ihre Hand weg.

„Ich bring ihm mit.“

„Das tußte doch nich.“

„Ich bring ihm mit.“

„Ebenso wenig, wie Du jetzt das Geld rauschmeißt.“

Er schlug mit der Faust auf den Tisch, daß die Lampe klirrte, er schrie sie an, er tobte — aber er warf das Geld nicht hinaus.

Sie nickte und lächelte. Da stürzte er in die Kammer und wälzte sich im Bett die ganze Nacht, und hinter ihm stand einer und klüßerte: Du wirst dich hüten, so viel Geld zum Fenster hinauszuwerfen, und morgen kommt der Lütticher und holt die Freistaube ab. Was ist weiter dabei? Verkaufst du nicht, dann verkaufen andere. Geld stinkt nicht. Dein Täubchen geht nach Frankreich.

Da warf Meister Bitt die Decke ab, sprang auf, schlug um sich, als möchte er den klüßternden Mann packen. Vor seinen liebernden Widen flatterten die blauen Scheine. Morgen kam der Lütticher, und er fühlte es, Herrgott, er fühlte, daß er ihn nicht

das Geld vor die Füße werfen werde, das viele Geld. . . . Wer warste denn, ob überhaupt Krieg ausbrach. . . . Und wenn wirklich Krieg ausbrach. . . . Herrgott. . . . dann mühte doch sein Sohn mit. . . . Kalter Schauer schüttelte ihn. . . . er sieht's wie Blut tropfen, und das Blut fließt über die blauen Schenke. . . . Jetzt schleicht er aus der Kammer. . . . jetzt schlüpft er die Speichertreppe hinauf. . . . jetzt ist er am Taubenschlag. . . .
 — Als am anderen Morgen der Lütticher kam, fand er die Taube erwischt im Schlag.

Das erzählte ihm der Duveköttel, als sein Sohn in der denkwürdigen Ausrüstung von Montag auf Dienstag mit den rheinischen Regimentern die belgische Grenze überschritt.

Vermischtes.

* Der Kronprinz im Legendenschaß der Alliierten. Die französische Zeitschrift „Excelsior“, die sich wiederum in allerhand phantastischen Vermutungen über den gegenwärtigen Aufenthalt des Kronprinzen und sein künftiges Schicksal ergeht, gefällt sich darin, ihren Lesern all die phantastischsten Nachrichten noch einmal vor Augen zu führen, die im Laufe der ersten Kriegsmonate über den Kronprinzen in Feindesland im Umlauf waren und die das brennende Interesse der feindseligen Presse an der Persönlichkeit des deutschen Kronprinzen recht ergötzlich illustrieren. „Am 5. August“ beginnt die erfindungsreiche Lügenreihe, „war er das Opfer eines Attentats in Berlin; am 18. August wurde er ernst verwundet in das Lazarett von Arquigrana gebracht; am 4. September verübte der Kronprinz Selbstmord und starb am 13. September im Brüsseler Lazarett. Am 15. September führte er einen Angriff gegen Verdun; am 16. September wurde er in Polen von einem Schrapnell verwundet; am 18. Oktober wurde er an der französischen Front verwundet; am 20. Oktober eilte die Kronprinzessin zu dem Sterbenden; am 25. Oktober wurde er tot auf dem Schlachtfelde gefunden, und am 3. November war die Bestattung. Am 4. desselben Monats wurde er von einer schönen Französin erschossen. Am 18. November wurde er wahnsinnig. Am 19. übernahm er den Oberbefehl über die Ostarmee, am 17. Dezember wurde er tödlich verwundet. Am 16. Januar 1915 wurde er wieder verwundet und am 3. März seines Amtes enthoben.“

* Hausinschriften aus Kriegszeiten. Wie der Fürst seinen Palast mit Ornamenten und Statuen schmückt und die alten Patrizier ihre herrlichen Fachwerkgebäude mit Sinn- sprüchen und künstlerischen Schnitzereien verschönern ließen, so hat auch der niederländische Bauer es sich zur Ehre angerechnet, sein strohgedecktes Haus möglichst prächtig auszumäulen. Solche Inschriften und Zitate sind kulturhistorisch häufig sehr wichtig, bilden sie doch nicht selten die einzigen Urkunden über längst vergangene Zeiten und Geschlechter. Auch an Kriegszeiten erinnern diese Sinn- sprüche oftmals; in derartigen unruhigen Zeitläuften gehen ja nicht nur einzelne Gebäude und Poststellen, sondern auch ganze Ortschaften zugrunde. Wenn dann die Neubauten aus der Asche entstanden, war es naheliegend, daß der Besitzer von der Angst und Not der Vergangenheit in den Inschriften sprach. Eine Reihe solcher Verse veröffentlicht Theodor Venesle im neuesten Heft der vortrefflichen Heimatzeitschrift „Niederachsen“. Die Nachwehen des Dreißig- jährigen Krieges dürften wir in einer aus dem Jahre 1700 stammenden Inschrift in Fischbeck (Landkreis Harburg) erblicken:

„Ach Herr, wir wollen unser Brot
 Im Schweiß ja gern erwerben,
 Was aber durch die Kriegesnoth
 Dürftort uns nicht verderben.“

Namentlich unter der französischen Schreckensherrschaft vor hun- dert Jahren hatten die niedersächsischen Lande viel zu leiden. Da- von erzählen so manche Inschriften aus der Zeit nach den Freiheits- kriegern, besonders in der Harburger Gegend, die durch den Krieg damals sehr hart betroffen wurde: „Herr Gott, behüt uns für Krieg und Brand, / Segne unser Vaterland.“ Dies Gebet findet sich mehrfach, ebenso der folgende Spruch:

„Ein stolzer Feind im langen Krieg
 brant unsere Häuser nieder,
 Doch endlich gab uns Gott den Sieg
 Und lies uns bauen wieder.“

In einem Hause in Harburg, das 1815 aufgeführt wurde, heißt es: „Des Krieges Wetter ist fürbey -
 Durch Dich, o Gott, sind Wir nun frey.
 Der Krieg zerstörte unsere Ort,
 Wir bau'n ihn jetzt wieder auf Dein Wort.“

Tiefes Gottvertrauen spricht aus folgender Inschrift in Sternhagen: „Wir trinken, Herr, den Kelch gelassen,
 Den Du uns, Vater, eingeschenkt.
 Du zürnest nicht ewig, kannst nicht hassen,
 Du Gott, der seiner Kinder denkt.
 Ach, segne wieder, was die Gluth
 Verzehret hat in schneller Wuth.“

Hoffnung auf Gottes Segen, aber auch Vertrauen auf die eigene Kraft zeigt sich in einem anderen Spruch:

„Gott, schütz uns fernher vor dem Krieg, bewahre auch unser Land
 Gib Fried und Nahrung in dies Haus und Segen jedem Stand/
 Laß uns dann sehr und emsig sein zum Beten und zum Singen,
 Zur Arbeit auch nicht schläfrig sein, so wird es uns gelingen.“

Büchertisch.

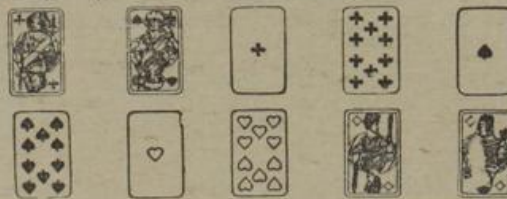
— Um seines Kindes Willen ist der Titel des neuesten Romans von Hedda von Schmid, der soeben als 1043. Band von Kürschners Bücherei, der bekanntem vom Geh. Hofrat Prof. Josef Kürschner begründeten Roman- und Novellen-Sammlung — Hermann Pögl Verlag, Berlin-Leipzig — erschienen ist.

— Deutscher Wille (Kunstwart). Zweites Januar- heft. (Kriegsausgabe zu ermäßigtem Preis. Vierteljährlich 3 M. Verlag von Georg D. W. Callwey, München.) Das Heft bringt zunächst drei größere politische und wirtschaftspolitische Aufsätze. Der Leitartikel „Der Diplomat“ beschäftigt sich eingehend mit de- Kritik, die an unserer Diplomatie geübt zu werden pflegt. Er zeigt, wie wenig im ganzen doch Diplomatenkunst die Lage bestimmen kann, wie die treibenden geschäftlichen Kräfte stärker sind als bloße Kräfte und Künste. Will man also die Tätigkeit der Diplomaten beurteilen, so muß man eine ernsthafte Kenntnis jener Kräfte haben. Weiter erörtert Justizrat Bamberger in einer Studie über „Monopole“ die Einführung von Reichsmonopolen, besonders im Hinblick auf ein etwa in Aussicht zu nehmendes Tabaksmonopol. Im dritten Aufsatz behandelt Dr. Hermann Ullmann den mittel- europäischen Gedanken, und zwar in deutsch-österreichischer Auf- fassung. Er erörtert besonders die meist nicht in Betracht gezogene österreichische Nationalitätenfrage, die ja doch für den mittel- europäischen Gedanken von größter Wichtigkeit ist. Von den Auf- sätzen aus dem Gebiete der Kunst erwähnen wir einen von Erich Schläpfer: „Kritik eine Kunst?“, der sich mit der Art der neueren Kritiker, in ihrer Arbeit nicht eine wissenschaftliche, sondern eine künstlerische Tätigkeit zu sehen, auseinandersetzt. Ferner einen Aufsatz von Paul Bröcker über „Kleineisenkunst“. Bröcker zeigt, wie das Eisen, auf das als Stoff die Künstler heute wegen der Beschlagnahme anderer Metalle besonders angewiesen sind, eine Fülle künstlerischer Möglichkeiten bietet. Die Bilderbeilagen bringen die farbige Wiedergabe eines Schnittdrucks von Paul Leischhorn: „Buchen im Nebel“, ferner ein Blatt nach einem Steindruck von Karl Schäfer: „Hagen“, und eine Zeichnung von Rudolf Sievers: „Marktplatz in Boujiers bei Regen“. Die Notenbeilage enthält zwei Lieder von J. Rothstein: „Gesang der Toten“ und „Reiterlied“.

— Gärtnerische Düngerlehre. Ein praktisches Hand- buch für Gärtner und Pflanzenfreunde, Zierpflanzen im Gewächshaus, Zimmer und Garten, sowie Obstbäume und Gemüse auf angemessene Art zu düngen. Von P. Gaerd, weil. Königl. Gartenbau-Direktor. 5. Auflage, neu bearbeitet von Max Löbner, Kgl. Garteninspektor. Mit 6 Tafeln. Verlag von Trovitsch & Sohn, Frankfurt a. d. O. In Leinen gebunden M. 3,50. — Die beliebte Düngerlehre des verstorbenen Gartenbau-Direktors Gaerd, eines alten, erfahrenen Praktikers, hat sich auch in der durch den Kgl. Garteninspektor Löbner bewirkten Neubearbeitung schnell in der Praxis eingeführt, so daß sie nun in 5. Auflage erschienen ist. Löbners Düngerlehre ist zu einem Lehrbuch geworden, das der Gärtner heute gar nicht mehr entbehren kann. Allein die Kenntnis des Kapitels über das Pflanzennährsalz, dessen Verwendung im modernen Gartenbau gar nicht mehr zu umgehen ist, hilft dem Gärtner Geld sparen und sich durch Erzielung höchster Qualität bessere Einnahmen zu verschaffen.

Stat-Aufgabe.

Mittelhand spielt Grand auf folgende Karten:



Das Spiel geht verloren. Wie war die Kartenverteilung und der Verlauf des Spieles?

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Kreuzrätsels in voriger Nummer:

```

H H S
o o a
l l i
H o l s i n g ö r
H e l i o t r o p
S a i n t J u s t
g r u
ö o s
r p t

```